

Übersetzung aus dem Englischen

Unwegsame Pfade

Caren J. Werlinger



KAPITEL 1

DIE ERSTEN SONNENSTRAHLEN FIELEN durch das Gaubenfenster und auf die Mica-Scheiben der Nachttischlampe. Wo eben noch alles dunkel gewesen war, traf der Lichtschein nun auf die Lampe, durchbrach die hauchdünnen Mineralplättchen und ließ sie in den verschiedensten Schattierungen von Bernstein und Gold schimmern. Umrisse von Figuren aus dunklem Kupfer kamen zum Vorschein. Jules lächelte und schielte auf den altbekannten Cowboy, der neben seinem Lagerfeuer kniete, während sein Pferd in der Nähe graste. Sie streckte ihre Hand aus und drehte den Schirm ein wenig auf seinem Sockel, bis das nächste Bild erschien: Enten und Gänse, die über einen grasbewachsenen Sumpf flogen, als nächstes ein Fisch, der aus einem Bach sprang. Eine weitere Drehung der Lampe zeigte ein Panorama mit Füchsen, die eine Aue durchquerten und über einen Zaun sprangen.

Jules erlaubte es sich, ihren Fokus zu lösen und in einen halbverschlafenen Dunst hineinzugleiten. Sie träumte sich zu den Füchsen auf die Wiese, spürte, wie das nasse Gras ihren Bauch und ihren langen, buschigen Schwanz kitzelte, während sie Mäusen hinterherjagte und umherpurzelte und mit den anderen Füchsen spielte ...

»Kannst du die Erde riechen, Jules? Schau einmal nach oben, da, die Bäume, die Büsche und der ganze weite Himmel über dir ...« Sie konnte Paps Stimme hören, seine starken Hände sehen, wie er die Lampe drehte. »In deiner Fantasie kannst du überall hinreisen, alles erreichen. Du wirst nie wieder einsam sein ...«

KLONG!

Ihre Lider schnellten hoch, als eine schwere, gusseiserne Pfanne auf dem Herd aufschlug. *Wirkungsvoller als jeder Wecker.* Sie hörte das vertraute Schlurfen von Hausschuhen und das Öffnen und Schließen der Kühlschrankschranktür. Sie griff nach dem Handy, das neben der Lampe lag, und drückte auf eine Taste.

»Hi«, sagte eine verschlafene Stimme am anderen Ende der Leitung.

»Hi«, sagte Jules mit leiser Stimme, damit man sie ein Stockwerk tiefer nicht hörte. »Tut mir leid, dass ich so früh anrufe.«

»Ich dachte, sie würde heute vielleicht ein bisschen länger schlafen.«

Jules schnaubte. »Als ob so eine Kleinigkeit wie eine Beerdigung Mae Calhoon aus ihrer Routine bringen könnte.«

»Um wie viel Uhr beginnt die Trauerfeier?«

»Trauerhalle um zehn, Friedhof um elf, und dann kommen alle mit hierher.«

»Alles okay?«

»Denke schon«, sagte Jules sanft. »Ist ja nicht so, als hätte ich ihn in den letzten Jahren oft gesehen.«

»Wenn dir das hilft, mit all dem klarzukommen, okay. Aber ich weiß, dass du das nicht ernst meinst.«

Jules schluckte schwer. »Ich liebe dich, Kelli.«

»Ich liebe dich auch.«

»Ich ruf dich später noch mal an.«

Jules drehte sich auf den Rücken und schaute auf die Dachschräge über ihr, die weiße Holzverkleidung vollgeklebt mit verblichenen Postern. Die ewig jungen Gesichter der Beatles, der Bradys und der Partridge Familie lächelten auf sie herab. Auf der anderen Seite hingen Filmplakate von *Dr. Schiwago* und *Love Story*.

»Die haben deiner Mutter gehört, nicht?«, hatte Kelli gefragt, als sie einmal mit Jules nach Aldie gekommen war. »Wie alt warst du, als du hierhergezogen bist?«

»Drei, glaube ich«, hatte Jules gesagt. »Ich weiß gar nicht mehr, wie es war, bei meiner Mutter zu leben. Ich habe nur eine einzige vage Erinnerung an sie. Ich glaube, wir waren zusammen im Schwimmbad. Richtig erinnern kann ich mich nur an mein Leben hier, mit Pap und Mae.«

Wie auf Stichwort kam Maes Stimme von unten aus der Küche: »Kommst du runter, oder glaubst du etwa, das Frühstück kommt zu dir ans Bett?«

»Ich komme!«, rief Jules zurück. Sie setzte sich auf, bürstete schnell ihre Haare nach hinten und band sie in einem straffen Pferdeschwanz zusammen. Dann zog sie Jeans und ein T-Shirt an.

Als sie unten ankam, stand ihre Großmutter in ihrem blauen geblühten Hauskleid und mit Lockenwicklern in ihrem weißen Haar am Herd. Sie drehte den Speck in der Pfanne, dass das Fett nur so spritzte, und warf Jules einen missbilligenden Blick zu: »Du gehst doch nicht etwa so zur Beerdigung, oder?«

»Natürlich nicht«, antwortete Jules. »Aber es ist ja gerade mal sechs, und die Beerdigung ist erst um zehn.«

Durch die Fliegengittertür strömte ein kühler Luftzug aus dem Garten hinein, wo die Vögel ihr Morgenlied sangen.

Sie nahm zwei Gläser aus dem Küchenschrank und füllte sie mit Orangensaft, während Mae den gebratenen Speck auf Küchenkrepp zur Seite legte und vier Eier in die Pfanne schlug. Das Fett darin gurgelte und blubberte.

»Kaffee?«, fragte Mae.

So sehr Jules auch eine Tasse Kaffee hätte gebrauchen können, sie war nicht sicher, ob ihr Magen die schwarze Brühe vertragen würde, die aus Maes alter Filterkanne kam. »Nein, danke«, sagte sie. »Ich versuche, nicht mehr so viel Kaffee zu trinken.«

Ein paar Minuten später saßen sie an dem 50er-Jahre-Diner-Tisch – »wahrscheinlich das einzig Neue, zu dessen Kauf sich Mae je hat überreden lassen«, sagte Jules oft scherzend. Die Aluminiumränder glänzten immer noch wie neu, auch wenn die graugemusterte Resopal-Tischplatte schon ein wenig ausgebleichen war. Das rote Vinyl der Stühle war an den Ecken gebrochen und kleine Büschel der Füllung schauten aus den Rissen heraus. Sie aßen schweigend, ihre Blicke auf die Teller gerichtet.

Keine Unterhaltung nötig.

Jules aß schnell, dann brachte sie das Geschirr zur Spüle, wusch es ab und stellte es auf den Geschirrtrockner.

»Ich geh spazieren«, sagte sie und ging zur Tür.

»Aber komm nicht zu spät!«, rief Mae ihr nach, als die Gittertür ins Schloss fiel.

Jules trat in den Garten. Merkwürdig, wie klein er jetzt wirkte. Bis auf den Vogelgesang war um diese Zeit alles still, aber schon bald würden die Müllwagen auf ihrem Weg zur Halde die Schotterstraßen hinter den Häusern hochrumpeln.

Sie ging um das Haus herum zur Garage und die Auffahrt entlang und schaute über die verwucherte Hecke auf das

Backsteinhaus nebenan. Die Büsche und Bäume, die das kleine Haus umgaben, waren so hoch gewachsen, dass sie es fast verhüllten. Sie ging die Auffahrt hinunter bis zum Gehweg und schnell an dem Nachbarhaus vorbei, erleichtert, dass die Vorhänge zugezogen waren und niemand zu sehen war, der aus dem Fenster schaute.

Die Sonne stand gerade hoch genug, um fleckige Schatten auf das Pflaster des Bürgersteigs zu werfen, als Jules sich auf den Weg in die Stadt machte. Als sie die Luft einsog, konnte sie die Papiermühle in Chillicothe schon riechen, und sie wusste, dass der Gestank mit den steigenden Temperaturen dieses Mittsommertags noch schlimmer werden würde.

»Das wird ja für die Trauerfeier ganz entzückend«, murmelte sie vor sich hin. Andererseits hatte Pap fünfundvierzig Jahre in der Mühle gearbeitet, also war es vielleicht sogar ganz passend.

Nach einem strammen zehnminütigen Spaziergang kam Jules in dem winzigen Stadtzentrum von Aldie an, das nur aus ein paar kleinen Läden und der Bank bestand und natürlich »dem Diner«. Die letzten Worte hatte Jules laut ausgesprochen. Da sie nun wirklich einen Kaffee brauchte, ging sie rüber zu Sandy's Diner. Die Hocker am Tresen waren wie immer hauptsächlich mit Einheimischen besetzt, die miteinander plauderten. Als sie hereinkam, nickten einige der älteren Männer ihr zu, und sie fragte sich, ob sie sie als Carls Enkelin erkannten. Sie schlüpfte in eine der Sitzecken und stellte die umgedrehte Tasse vor sich auf.

Wie aus dem Nichts erschien eine Kellnerin mit einer Kaffeekanne neben ihr. »Was darf's sein, Liebes?«, fragte sie, eine Hand auf der Hüfte, während sie Kaffee eingoss.

»Ähm«, sagte Jules, der einfiel, dass sie ja gerade erst gefrühstückt hatte. »Habt ihr vielleicht Schokoladenkuchen da?«

»Na klar, bin sofort zurück«, sagte die Kellnerin, die schon wieder auf dem Weg zurück zum Tresen war und dabei hier und da Kaffeetassen auffüllte.

Jules hielt die Tasse in beiden Händen und trank von der heißen Flüssigkeit. Sie genoss den Geschmack und fragte sich wieder einmal, wie sie es hier wohl anstellten, dass der Kaffee immer so gut schmeckte. Draußen fuhren einige Autos vorbei. Wahrscheinlich Leute auf dem Weg zur Arbeit, dachte sie.

Schräg auf der anderen Seite der Kreuzung befand sich der Gemischtwarenladen von Aldie, in dem Jules viele, viele Stunden verbracht hatte - »und mein ganzes Taschengeld ausgegeben«, erinnerte sie sich mit einem schiefen Lächeln. Für Comics, Kaugummi und Dosen mit warmer Traubenlimo - die aus der Kühlung waren nämlich fünf Cent teurer gewesen. Dort hatte sie auch zum ersten Mal ihre Nachttischlampe gesehen, kurz nachdem sie zu ihren Großeltern gezogen war. Sie hatte sich auf die Zehenspitzen stellen müssen, weil sie noch nicht groß genug gewesen war, um über die Kante des Regals spähen zu können. Sie war gerade so an die Lampe herangekommen, um den Schirm drehen und alle vier Bilder ansehen zu können, immer im Kreis und im Kreis und im Kreis.

»Gefällt sie dir, Jules?«, hatte Pap sie gefragt und sich neben sie gehockt. Sie konnte sein Old-Spice-Aftershave riechen. Er nahm die Lampe aus dem Regal, damit Jules sie aus der Nähe betrachten konnte, und sie nickte stumm, gebannt von den Kupferfiguren, die auf den beleuchteten Scheiben angebracht waren. Als sie ein paar Minuten später aus dem Laden gekommen war, hatte sie stolz eine Einkaufstüte vor sich her getragen, die fast größer war als sie selbst - darin, sicher verstaut in einer Schachtel, die Lampe. Aber ihre Freude sollte nicht von langer Dauer sein.

»Du hast wie viel ausgegeben?«, hatte Mae wütend gefragt, als sie zu Hause angekommen waren.

Jules hatte sich in der Tür zu ihrem Zimmer im ersten Stock ganz klein gemacht, die Tüte neben sich, als sie Pap sagen hörte: »Aber, Mae, sie hat Angst da oben ganz allein im Dunkeln. Es wird ihr dabei helfen, sich bei uns zu Hause zu fühlen.«

»Du wirst sie verziehen, Carl, genauso wie du ...« entgegnete Mae, immer noch wütend. »Sie wird genauso werden wie ihre Mutter.«

»Mae ...« Aber es war nur eine knallende Tür zu hören.

Jules griff nach der Tüte, die sie in die Höhe halten musste, damit sie nicht auf den Stufen aufkam, und trug sie die Treppe hinunter in die Küche.

Pap sah sie fragend an. »Was machst du da?«

»Wir sollten sie zurückbringen«, antwortete Jules.

Pap lächelte, ein Leuchten in den Augen, und sagte: »Nein. Komm, wir stecken sie ein und gucken, wie sie aussieht, wenn sie leuchtet.«

Gemeinsam gingen sie in ihr Zimmer und stellten die Lampe auf den Nachttisch. Jules schaltete sie ein. Sie saßen auf dem Bett, Paps Arm um ihre Schultern, und drehten die Lampe von einem Bild zum nächsten.

»Kannst du die Erde riechen, Jules ...?«

Jules blinzelte. Heiße Tränen liefen über ihre Wangen. Den Kopf starr in Richtung Fenster gerichtet, wischte sie heimlich mit der Hand über ihr nasses Gesicht. Sie erschrak, als plötzlich der Teller mit ihrem Kuchen vor sie gestellt wurde.

»Danke«, murmelte sie.

»Entschuldige«, sagte die Kellnerin, »aber bist du nicht Jules Calhoon?«

Jules sah zu ihr auf. »Doch, bin ich.«

»Du erinnerst dich wahrscheinlich nicht an mich«, sagte die Kellnerin mit einem schüchternen Lächeln. »Ich war in der Klasse unter dir. Ich bin Trish Gregory. Na ja, also, jetzt heiße ich Bayliss. Ich bin mit Gilbert Bayliss verheiratet. Ihr beide wart doch früher befreundet, oder?«

Jules bemerkte, wie ihr Gesicht heiß wurde. »Ja, irgendwie schon.«

»Wir waren alle traurig, als wir das mit Carl gehört haben«, sagte Trish. »Er war ein netter Mensch.« Ihr Gesicht hellte sich auf. »Komm uns doch mal besuchen, während du hier bist. Wir wohnen in Gilberts Elternhaus. Haben es von seinen Eltern gekauft. Wo wohnst du denn jetzt?«

»In Virginia«, sagte Jules. »In der Nähe von Charlottesville.«

»Du konntest es echt kaum erwarten, aus Ohio rauszukommen, oder?«, scherzte Trish, aber plötzlich verschwand ihr Lächeln.

»Ähm ... Ja ...« Sie machte ein paar Schritte rückwärts. »Na ja, also, lass dir den Kuchen schmecken.«

* * *

»Mae, du setzt dich jetzt hin«, sagte eine ältere Frau, deren toupiertes Dutt in einem unmöglichen Schwarzton gefärbt war – »Countryjägerschwarz«, würde Kelli kichernd sagen. Sie führte Mae zum Sofa, während sie einer anderen Frau mit einem Wink zu verstehen gab, sie solle ein Glas Limonade bringen. Da es keine Klimaanlage gab, waren sämtliche verfügbaren Steckdosen im Haus mit surrenden Ventilatoren bestückt, die die Luft in Bewegung halten sollten.

Der Küchentisch und die Anrichten waren mit kalten Platten voll Schinken, Aufschnitt und Russisch Ei beladen, Auflaufformen mit Lasagne und Kartoffelgratin, Bohneneintopf,

Schüsseln mit Nudel-, Geflügel- und Eiersalat, so weit das Auge reichte.

»Ich hab keine Ahnung, was in aller Welt sie mit dem ganzen Essen vorhat«, sagte Jules zu Kelli. Sie war zum Telefonieren auf die Hinterveranda gegangen, während Dutzende von Menschen, von denen Jules die meisten gar nicht kannte, in die Küche schwärmten, um sich die Teller vollzuschaukeln.

»Wie war die Trauerfeier?«, fragte Kelli.

»Ganz okay«, antwortete Jules mit einem Schulterzucken. »Eine typisch protestantische Beerdigung. Alle in schwarz, alle singen *Amazing Grace* und sagen den Psalm vom guten Hirten auf und tätscheln dann Mae die Hand ...«

... und dann gehen alle zum Friedhof, dem Ort, an dem ich nicht gewesen bin, seit ... Das war der schlimmste Teil, nur, dass ich dabei nicht an Pap gedacht habe, sondern ...

Kelli kicherte. »Und was hätte Pap gewollt?«

Jules umrundete die Rückseite der Garage und setzte sich in den Plastikgartenstuhl, Paps Stuhl, der immer dort gestanden hatte, damit er außer Sichtweite des Hauses seine Pfeife rauchen und so tun konnte, als ob Mae es nicht wüsste.

»Er hat so gerne getanzt, nur so ein paar kleine Walzerschritte in der Küche. Ich habe nie gesehen, dass Mae mit ihm getanzt hätte, aber ich habe manchmal mitgemacht. Und er hat Musicals geliebt. Etwas aus ›Jesus Christ Superstar‹ hätte ihm sicher besser gefallen als ›Amazing Grace‹.«

»Ich wünschte, ich hätte ihn kennengelernt, bevor er krank wurde«, sagte Kelli.

»Ich auch.«

»Wie lange bleibst du noch?«

»Nur noch bis morgen«, sagte Jules. »Ich will nach Hause.«

»Rufst du mich heute Abend an?«

»Mach ich. Kell!«

»Ja?«

»Ich liebe dich«, sagte Jules.

»Ich liebe dich auch.«

Jules schaltete ihr Handy aus und steckte es in die Hosentasche.

»Du hast eine Hose an?«, hatte Mae verärgert gefragt, als Jules die Treppe herunterkam, fertig angezogen für die Beerdigung.

»Mae«, hatte Jules gesagt – »ich wusste, dass so etwas kommen würde«, hätte sie fast mit schwacher Stimme hinzugefügt – »du hast mich seit meinem ersten Tag im Kindergarten nicht in einem Kleid gesehen.«

* * *

»Ist ja gut«, sagte Pap, als er in Jules Zimmer kam, wo sie bäuchlings auf ihrem Bett lag und schluchzte, als würde ihr das Herz brechen. »Was hat denn mein Mädchen?«, fragte er und streichelte ihr tröstend über den Rücken.

Jules schniefte, drehte sich um und sah zu ihm hoch: »Die anderen Kinder haben mich ausgelacht, wegen diesem blöden Kleid. Das ist alles Maes Schuld. Sie hat mich gezwungen, es anzuziehen. Die anderen haben gesagt, dass es mindestens hundert Jahre alt ist.« Sie kletterte aus dem Bett und zerrte sich das Kleid über den Kopf, bis sie nur noch in Hemd und Unterhose dastand. »Das hat meiner Mutter gehört, oder?«

»Na ja,« sagte Pap zögernd und kratzte sich am Kinn, wie er es immer tat, wenn er nachdachte. »Deine Großmutter denkt, dass es noch gut ist, viel zu schade, um es wegzuwurfen ... und deine Mutter sah so hübsch aus in diesem Kleid.« Seine Augen wurden ein bisschen glasig, wie immer, wenn sie über Jules' Mutter sprachen.

»Das ist mir egal«, sagte Jules und kreuzte die Arme vor der Brust. Ihre Kniestrümpfe waren bis zu ihren Knöcheln gerutscht. Jules hatte so dünne Beine, dass ihre Strümpfe nie oben blieben. Pap schaute auf die große Schürfwunde an ihrem Knie, während sie mit dem Fuß aufstampfte und sagte: »Ich bin nicht hübsch und ich will auch nicht hübsch sein. Ich ziehe dieses Kleid nie wieder an und auch nicht ihre anderen Sachen. Entweder darf ich meine eigenen Kleider anziehen oder ich gehe nicht in die Schule.«

Paps Mund zuckte, als er sie ansah. »In Ordnung. Ich rede mit deiner Großmutter.«

»Aber was werden die Leute sagen?«, fragte Mae kurze Zeit später. »Sie werden denken, dass wir uns keine anständigen Kleider für sie leisten können. Sie kann doch nicht herumlaufen wie ein kleiner Landstreicher.«

Jules lag am oberen Ende der Treppe auf dem Boden und lauschte ihren Stimmen, die durch die Küche aus dem Wohnzimmer nach oben drangen.

»Mae«, hörte sie Pap sagen. »Sie ist nicht Joan. Wir müssen sie sie selbst sein lassen.«

»Aber sie werden sich trotzdem über sie lustig machen«, sagte Mae. »Sie ist so ein merkwürdiges kleines Ding.«

»Sie sagt, solange sie ihre eigenen Kleider anhat, kann sie ihnen wenigstens eine runterhauen, wenn sie sie auslachen«, antwortete Pap, und Jules konnte hören, wie er lachte ...

* * *

Jules blinzelte, um ihre Augen zu fokussieren, als auf der Straße die Türen eines weiteren ankommenden Autos zugeschlagen wurden. Mehr Essen, mehr gut meinende Freunde oder Nachbarn oder Gemeindemitglieder. Leute kamen und gingen,

so würde es den ganzen Nachmittag über laufen. Sie lehnte sich in Paps Gartenstuhl nach vorn.

»Lange halte ich das nicht mehr aus«, murmelte sie und wünschte sich, sie könnte jetzt schon abreisen.

»Pscht.«

Sie drehte den Kopf.

»Pscht.«

Jules reckte den Hals und sah, dass das Zischen von nebenan kam. Dort stand, fast mitten in der Hecke, die Nachbarin. Sie winkte Jules zu sich heran.

Zögernd ging Jules zu ihr hinüber. Fast hätte sie sie nicht erkannt. Die Frau sah abgemagert und erschöpft aus, mit dunklen Ringen unter den Augen. Ihre dünnen grauen Haare hingen in fettigen Strähnen herab, als seien sie sehr lang nicht gewaschen worden, und ihre blassblauen Augen waren wässrig und blutunterlaufen. Ohne ein Wort zu sagen, reichte sie Jules etwas durch die Hecke, das in ein Küchentuch gewickelt war.

Jules nahm das Päckchen an. Sie konnte fühlen, dass es warm war. Sie lüftete eine Ecke des Küchenhandtuchs und entdeckte einen frischen Laib Brot.

»Danke, Mrs. Fahnestock«, sagte Jules, aber die Frau war schon wieder auf ihrer Seite der Hecke verschwunden.

KAPITEL 2

DER NACHMITTAG VERGING, und noch immer war eine Handvoll von Maes Freundinnen da und machte keinerlei Anstalten in absehbarer Zeit zu gehen. Die Hälfte von ihnen waren schon Witwen, und in einer Kleinstadt boten Alltagsdramen die einzige Abwechslung zu der Eintönigkeit der Tage. Carls Tod und die Tatsache, dass Mae frisch verwitwet war, würden sie nun für ein paar Wochen über Wasser halten.

Jules hatte sich wieder Jeans und T-Shirt angezogen und rief ihnen von der Küche aus zu: »Ich gehe spazieren.« Als sie keine Antwort bekam, ging sie durch die Fliegengittertür nach draußen.

»Glaubst du, sie hat ihn geliebt?«, hatte Kelli sie einmal gefragt. »Du weißt schon, mit Romantik und so?«

Jules hatte in die Ferne gestarrt und versucht, sich eine zärtliche, liebevolle Mae vorzustellen. »Ich weiß nicht«, antwortete sie. »Vielleicht am Anfang, als sie noch jung waren.«

»Geh nicht zu hart mit deiner Großmutter ins Gericht«, hatte Pap mehr als einmal zu ihr gesagt. »Sie hat kein leichtes Leben gehabt, und ich konnte nicht allzu viel Gutes dazu beitragen.« Jules dachte daran, wie traurig seine Augen ausgesehen hatten, als er das sagte. »Und als deine Mutter weggegangen ist ...«

»Du meinst, als sie abgehauen ist«, hätte Mae bitter hinzugefügt – ihre Wut, ihr Gefühl verraten und enttäuscht worden zu sein immer nah an der Oberfläche.

»... also, das hat ihr einen Teil ihrer Lebensfreude genommen«, sagte Pap. »Früher hat sie gesungen und gelacht.« Aber Jules sah ihn hier immer missbilligend an, weil es ihr schwerfiel, sich vorzustellen, dass ihre Großmutter lachte.

Draußen angekommen nahm Jules einen tiefen Atemzug, erleichtert über ihre Flucht aus dem Haus. Sie ging noch einmal den Weg entlang, den sie am Morgen schon gegangen war – *es fühlt sich an, als sei das schon Tage her* – und warf im Vorübergehen einen Blick auf das Haus der Fahnestocks. Sie glaubte, ein Zupfen an einem der zugezogenen Vorhänge zu sehen, war aber nicht sicher.

In der Stadt angekommen, ging sie einen kleinen Umweg, der einen Block östlich von der Main Street zur Johnny-Clem-Grundschule führte. Jules lief um das dreistöckige Backsteingebäude herum, das anscheinend immer noch keine Klimaanlage hatte, denn die Schiebefenster der oberen Stockwerke waren geöffnet, um etwas Luft hineinzulassen. Sie neigte den Kopf und versuchte sich zu erinnern, welches der Fenster sie damals mit einem Baseball zerstört hatte. Um die Rückseite der Schule herum schlenderte sie zu dem verlassenem Spielplatz und setzte sich auf eine Schaukel. Sie drückte sich ab und begann zu schaukeln, zog die Füße hoch, schloss die Augen und genoss das Gefühl der Schwerelosigkeit in ihrem Bauch.

* * *

»Hey, Kleiner, wirf mir mal den Ball rüber!«

Joey Reynolds brüllte das einem dicklichen Jungen zu, der mit dem Rücken am Schulgebäude lehnte. Ein ins Aus

geschlagener Baseball rollte ihm gerade vor die Füße. Der Junge trug eine merkwürdige Kombination aus einer zu langen Jeanshose, deren Beine mehrfach gekrempelt waren, und einem zu kleinen T-Shirt, unter dem sein weißer Bauch hervorlugte. Er hob den Ball auf und warf ihn ungenau. Der Ball trudelte in die Höhe und landete unter lautem Gelächter gute fünf Meter vor seinem Ziel.

»Der wirft ja wie ein Mädchen!«

»Dickerchen kann ja nicht mal einen Ball werfen!«

Jules stapfte zu Joey hinüber und verpasste ihm mit ihrem Baseballhandschuh einen Stoß vor die Brust. »Ich bin ein Mädchen, Joey Reynolds, und ich werfe genauso gut wie du. Gut genug, um dich vom Platz fliegen zu lassen.« Joey bedachte diese Bemerkung mit einem mürrischen Gesichtsausdruck, hob den Ball auf und sagte: »Kommt jetzt, lasst uns weiterspielen.« Die anderen Jungen folgten ihm, aber er hielt nach ein paar Schritten an und rief Jules, die zurückgeblieben war, zu: »Kommst du?«

»Geht schon mal vor.« Jules ging in die Knie, um ihre Turnschuhe zu binden.

Als die Geräusche des Baseballspiels wieder zu hören waren, stand sie auf und ging hinüber zu dem dicken Jungen, der seinen Fingernagel in der Fuge der Backsteinfassade hin und her fahren ließ. Er sah aus, als würde er gleich anfangen zu weinen.

»Hey«, sagte sie.

»Hau ab!«, antwortete der Junge.

Das saß. Jules winkte mit ihrem Baseballhandschuh in Richtung des Spiels. »Ich bin nicht so wie die.«

»Ich hab gesagt, du sollst mich in Ruhe lassen!« Er drehte ihr den Rücken zu.

»Na schön!«

Stinksauer stapfte Jules davon und ging zurück zu den andern. Als sie nach der Pause wieder rein gerufen wurden, verschwitzt und mit roten Gesichtern, bemerkte sie, dass er ein wenig zurückblieb, um Abstand zu Joey und seiner Gang zu halten.

Als sie am Nachmittag von der Schule nach Hause ging, fiel ihr auf, dass der dicke Junge vor ihr lief und denselben Weg nahm wie sie. Zu ihrer Überraschung bog er in die Auffahrt ihres Nachbarhauses ein. Dann hielt der Junge an, als würde er auf sie warten.

»Hey«, sagte er, als sie näher kam.

Zuerst ging sie einfach weiter und tat so, als hätte sie ihn nicht gehört, aber dann blieb sie doch stehen und sagte: »Ach, jetzt redest du also mit mir?«

»Tut mir leid«, murmelte der Junge, »aber wenn in meiner alten Schule jemand nett zu mir war, war das für gewöhnlich ein Trick, um mir dann irgendeinen Streich zu spielen.«

»Das ist ja furchtbar«, sagte Jules.

Der Junge zuckte nur mit den Schultern.

»Ich heiße Jules Calhoon«, sagte sie. »Ich bin in der dritten Klasse von Mrs. Davies.«

»Ich heiße Hobie Fahnestock. Ich bin auch in der dritten Klasse, bei Mr. Black.«

Jetzt, als er Jules zum ersten Mal direkt ins Gesicht sah, fiel ihr auf, dass er die schönsten Augen hatte, die sie je gesehen hatte, hellblau mit langen schwarzen Wimpern, die fast so aussahen als wäre er geschminkt. Er hatte dunkle Haare und ein blasses Gesicht, was seine Augen noch mehr betonte. Seine Augen leuchteten plötzlich, als er fragte: »Jules? Wie Jules Verne?«

Sie sah ihn nur verständnislos an: »Wer?«

»Der Schriftsteller«, sagte er. »Du weißt schon, 20.000 Meilen unter dem Meer? Die Reise zum Mittelpunkt der Erde? In 80 Tagen um die Welt?«

»Nein«, sagte Jules und starrte ihn an. Sie verzog das Gesicht: »Jules wie Julia. Wie *Romeo und Julia*.« Sie ballte die Fäuste: »Wehe, du erzählst das jemandem.«

Hobie ging schnell ein paar Schritte rückwärts, als erwartete er, geschlagen zu werden: »Das werde ich nicht. Ich schwöre es.«

Jules schaute zum Haus hinüber und bemerkte mehrere vor der Tür gestapelte Pappkartons. »Seid ihr gerade erst eingezogen?«

Er nickte. »Vorgestern. Ich und meine Mutter. Und du wohnst dort, mit deinen Großeltern.« Er zeigte zu ihrem Haus. »Meine Mutter hat den Briefträger nach einigen Nachbarn ausgefragt.«

»Wo ist denn dein Vater?«, fragte Jules.

»Tot.«

»Oh.« Jules wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie hatte noch nie ein Kind mit einem toten Elternteil gekannt. Ihre Mutter lebte immerhin noch, irgendwo, auch wenn Jules nicht bei ihr wohnte. »Weißt du deshalb nicht, wie man wirft?«

Hobie zuckte wieder mit den Schultern. Auf seinen blassen Wangen bildeten sich dunkelrote Flecken.

»Soll ich's dir beibringen?«, fragte sie.

Er nickte, und seine Miene hellte sich auf.

»Aber wir müssen es hier machen, wo uns niemand sehen kann«, sagte sie, weil sie wusste, dass Joey und die anderen sich über Hobie lustig machen würden, wenn sie ihn beim Üben sahen.

»Okay«, sagte er.

»Hobie?«, rief eine Frauenstimme.

Jules schaute hinüber und sah eine hübsche braunhaarige Frau auf dem Treppenabsatz stehen.

»Ich geh jetzt besser«, sagte er.

»Okay, bis dann, Hobie.«

»Bis dann, Jules.«

* * *

Jules öffnete die Augen und setzte die Füße auf dem Boden ab, um die Schaukel anzuhalten. »Warum tust du das?«, fragte sie sich selbst unwirsch, stieg von der Schaukel und verließ den Schulhof.

Vielleicht liegt es am Schulhof.

Es war fast fünf Uhr nachmittags und die meisten Geschäfte in der Stadt machten gerade zu. Jules ging in Richtung des Diners. »Und was ist mit dem ganzen Essen hier im Haus?«, konnte sie Mae schimpfen hören.

Sie rutschte in eine der Sitzecken, schaute um sich und war erleichtert, dass Trish nirgends zu sehen war. Gilbert Bayliss. Sie stütze den Kopf in ihre Hände. An ihn hatte sie genauso lange nicht gedacht wie an Hobie.

»Gott, warum bin ich nur hierher zurückgekommen?«, murmelte sie.

»Wie bitte?«

Jules sah auf und schämte sich, als sie bemerkte, dass die Kellnerin neben ihr stand – eine ältere Frau mit einer Stimme wie ein alter Frosch und einem von feinen Fältchen durchzogenen Gesicht. »Ähm«, stotterte sie und schlug die Speisekarte auf. »Ich nehme einen Burger, Pommes Frites und einen Schokoladenmilchshake.«

Sie musste grinsen, als sie sich Kellis Reaktion auf ihre Bestellung vorstellte. »Deine Lebensversicherung ist voll einbezahlt, oder?« wäre so ein typischer Spruch von ihr gewesen.

Als die Bedienung fortging, um ihren Wunsch weiterzugeben, überkam Jules eine Welle von Heimweh. Nicht nach Aldie und nicht einmal nach Pap. Sondern nach Kelli, nach den vielen kleinen Dingen, die sie tat, damit sich ihr Haus wie ein Zuhause anfühlte – dass sie Jules' Lieblingskekse backte, einfach so Vasen mit Blumen aufstellte, eine Karte auf Jules' Platz am Tisch legte, bevor sie zur Arbeit ging – kleine Dinge, die Jules daran erinnerten, wie sehr sie geliebt wurde.

Schon wieder diese blöden Tränen.

Mit einem angewiderten Seufzer ging Jules zur Toilette, schloss sich in der einzigen Kabine ein und betupfte ihr Gesicht mit ein paar Blättern Toilettenpapier. Sie hörte, wie sich die Tür zum Vorraum öffnete und schloss und sofort danach wieder öffnete und schloss. Sie riss noch etwas Papier ab, putzte sich die Nase und warf das Papier in die Toilettenschüssel. Dann zog sie die Spülung und griff nach der Türklinke.

Da fiel ihr Blick auf einen Zettel, der vor ihren Füßen lag. Sie bückte sich, um ihn aufzuheben. Jules war sicher, dass der Zettel, als sie hereingekommen war, noch nicht dagelegen hatte. Es war ein leerer Rechnungsbeleg des Diners. Sie drehte das Papier um und las: *Ich bin wie du. Bitte hilf mir, hier herauszukommen.* Darunter war eine E-Mail-Adresse gekritzelt.

Ihr Herz pochte laut, als sie die Nachricht noch einmal las. Sie horchte, aber der Toilettenraum war leer. Sie faltete den Zettel im Hinausgehen, steckte ihn in ihre Hosentasche und wusch sich die Hände. Das Gesicht, das sie aus dem gesprungenen Spiegel anstarrte, war aschfahl. Sie ging zurück zu ihrem Tisch, und ihr Herz begann, langsam wieder normal zu

schlagen. *Entspann dich. Du wohnst hier nicht mehr. Es ist egal, ob es jemand bemerkt hat.* Gleich darauf kam ihr Essen. Jules bedankte sich bei der Kellnerin und sah sie dabei direkt an – aber kein Anzeichen, dass der Zettel von ihr gewesen sein könnte.

Sie schaute sich beiläufig um, während sie auf ein paar Pommes Frites herumkaute, aber da war niemand, der auffällig aussah. Niemand schien sie heimlich zu beobachten. Keine, die aussah wie eine Lesbe. »Und wie sieht so jemand aus?«, konnte sie Kelli lachend fragen hören.

Während sie weiter aß, beobachtete sie die Leute, die kamen und gingen, aber sie hatte weiterhin keine Ahnung, wer den Zettel unter der Tür hindurchgeschoben haben könnte. Sie zahlte und trat hinaus auf den Bürgersteig. Die Sonne stand immer noch hoch am Himmel, und Jules war noch nicht bereit, zum Haus ihrer Großmutter zurückzugehen. Sie war sicher, dass Maes Freundinnen immer noch dort waren, um ihr Gesellschaft zu leisten. Also begann sie ziellos umherzuwandern und stand ein paar Minuten später plötzlich am Eingang des Friedhofs.

Der Friedhof lag auf der Anhöhe der Stadt, wo ihn die ersten Einwohner angelegt hatten, damit ihm die gelegentlich auftretenden Überschwemmungen des Scioto Rivers nichts anhaben konnten, der auf der anderen Seite des Friedhofes gemächlich vor sich hin floss. Früher war dies einer ihrer Lieblingsplätze gewesen, an dem sie in der Dämmerung Verstecken spielten. Der Hügel war auch ein toller Ort zum Schlittenfahren im Winter. Aber seit sie siebzehn war, war Jules nicht mehr hierhergekommen, bis heute Nachmittag, mit Mae auf dem Rücksitz der Limousine ...

»Es gibt einen Ort, aber du musst schwören, dass du niemals jemandem etwas davon verrätst ...«

»An einem versteckten Pfad, hinter dem Friedhofshügel ...«

»Das ist allein unser Ort. Niemand sonst darf davon erfahren ...«

Aber dann hatte Jules eines Tages doch andere dorthin mitnehmen müssen, die Polizei und die Feuerwehr und ...

»Hör auf!«, sagte sie, kniff ihre Augen zu und drehte sich weg.

»Sie gehen ganz bestimmt nicht mehr dorthin, nicht nachdem ...« Sie starrte auf den Zettel, den sie aus ihrer Hosentasche gefischt hatte. *Ich bin wie du ...* In einem plötzlichen Wutanfall zerknüllte sie die Nachricht, warf sie weg und stapfte davon. »Uns hat auch niemand geholfen!«, schrie sie und reckte ihre Faust zum Himmel. »Niemand hat uns gesagt, dass alles gut werden würde!« Nach ein paar Schritten hielt sie an, die Kiefer fest aufeinandergepresst, während sie mit sich selbst rang. »Verdammt nochmal.« Sie schüttelte den Kopf, stapfte zurück und hob den Zettel auf. Vorsichtig glättete sie das Papier auf ihrem Oberschenkel, faltete es zusammen und steckte es wieder in ihre Hosentasche.

KAPITEL 3

»DU MUSST NICHT BEI MIR BLEIBEN«, sagte Hobie.

Die beiden saßen drinnen und malten, während durch die Fenster der Schulbibliothek das Geschrei und Gejohle einer heftigen Schneeballschlacht zu hören waren. Obwohl Jules seit Monaten mit ihm geübt hatte, war Hobie immer noch ein nur mittelmäßiger Werfer. »Du wirst beim Baseball nie jemanden mit einem Wurf ins Aus befördern«, hatte sie kopfschüttelnd gesagt, und obwohl es ihr gelungen war, ihn bei ein paar Spielen in die Mannschaft zu bringen, wenn der ein oder andere Spieler fehlte, hatte sie doch immer dafür gesorgt, dass er im rechten Feld spielte, wo kaum die Gefahr bestand, dass ein Ball bei ihm landen würde. Aber eine Schneeballschlacht ... Damit würden sie den Ärger förmlich heraufbeschwören.

»Wie meinst du das?«, fragte sie, während sie das Pferd ausmalte, dessen Umrisse sie aus einem der Bibliotheksbücher abgepaust hatte. Sie konnte nicht so gut zeichnen wie Hobie, aber er brachte es ihr bei.

»Ich weiß, dass du jetzt lieber mit denen draußen wärst«, sagte Hobie. »Das ist schon in Ordnung. Du musst ja nicht die ganze Zeit mit mir spielen.«

Sie schaute ihn an und dachte wieder einmal, dass dies eine der Eigenschaften war, die sie am meisten an ihm mochte: wie er ihre Gedanken lesen konnte. Das und dass er immer ehrlich war. Hobie hatte seinerseits schnell die Sicherheit zu schätzen gelernt, die seine Freundschaft mit Jules ihm gab. Die anderen Kinder – vor allem die Mädchen – mochten sie nicht immer, aber aus irgendeinem Grund ärgerten sie sie auch nicht. Sie war eben nicht wie die anderen Mädchen. »Andere Mädchen schlagen dir kein blaues Auge«, hätte Joey Reynolds ihn aufklären können.

Aber es gab Orte, an denen Jules ihn nicht beschützen konnte, und manchmal wusste sie einfach, dass die anderen Jungen in der Toilette oder auf dem Gang grob zu Hobie gewesen waren.

»Über mich machen sie sich auch lustig«, hatte sie Hobie erklärt. »Weil ich überhaupt keine Eltern habe.«

»Wo sind denn deine Eltern?«, hatte Hobie gefragt. »Sind sie tot?«

Jules schüttelte den Kopf: »Meine Mutter ist mit einem Jungen abgehauen, mit dem sie nicht verheiratet war«, antwortete sie sachlich. »Und dann hat sie mich bei Pap und Mae abgeliefert, als ich drei Jahre alt war. Seitdem haben wir nichts mehr von ihr gehört.«

»Warum nennst du sie Mae?«, fragte Hobie. »Warum nicht Oma oder so?«

Jules zuckte die Schultern: »Keine Ahnung, so nenne ich sie schon immer. Ich glaube, sie will keine Oma sein.«

Jules lauschte kurz dem Lärm der Schnellballschlacht draußen, schüttelte dann den Kopf und sagte: »Nein, ich bin lieber hier bei dir.«

* * *

Jules blinzelte und kehrte in die Gegenwart zurück. Sie sah ein Schild in Richtung Staunton und stellte fest, dass sie sich an die letzten fünfzig Meilen nicht erinnern konnte. »Konzentrier dich auf das, was du tust.« Sie wurde das Gefühl nicht los, dass das Auto jetzt voller war als auf dem Hinweg nach Ohio.

Kelli war auf der Arbeit, als Jules nach einer sehr langen siebenstündigen Fahrt endlich zu Hause ankam. Auf dem Rücksitz ihres Subarus lag, vorsichtig in eine Kiste gepackt und mit zusammengeknüllten Zeitungen gepolstert, ihre Nachttischlampe.

»Also, ich nehme nicht an, dass du vor meiner Beerdigung noch mal herkommst«, hatte Mae gesagt, als Jules die Lampe und ihren Koffer ins Auto gelegt hatte.

»Sei nicht albern«, hatte Jules geantwortet. »Ich komme schon wieder.« Aber später auf der Fahrt versuchte sie, sich Gründe vorzustellen, die sie noch einmal nach Aldie führen könnten. Es hatte keine tränenreichen Abschiedsumarmungen gegeben, kein Versprechen, schon bald wiederzukommen oder öfter anzurufen – anders als früher mit Pap.

»Ich weiß ja, dass du weggehen musst«, hatte er mit brüchiger Stimme an dem Tag gesagt, an dem Jules sich verabschiedete, um an die Ohio State University zu gehen, mit einem Stipendium, für das sie sehr hart gearbeitet hatte. »Du bist besser als all das hier.« Sie hatte sich fest an ihn geschmiegt und gewünscht, sie könnte ihm all die Gründe sagen, warum sie gehen musste, warum sie niemals zurückkommen können würde. Sie wusste, dass er nach oben gehen und in dem leeren Zimmer sitzen würde, das seine beiden Mädchen verlassen hatten, mit nichts weiter als einer alten Nachttischlampe und ein paar verblichenen Postern, um sich an sie zu erinnern ...

»Hallo, Mädels«, sagte sie, als sie die Tür öffnete und lautstark von zwei kleinen Kätzchen begrüßt wurde, einem grauen namens Mistletoe und einem grau-weißen namens Holly.

»Sie müssen weihnachtliche Namen haben«, hatte Kelli gesagt, als sie sie am vergangenen Heiligabend mit nach Hause gebracht hatte. »Jemand hat sie neben einem Müllcontainer ausgesetzt. Ich konnte sie doch nicht einfach dort lassen.« Jules hatte in den Karton geschaut, in dem die beiden maunzenden Katzenbabys lagen. Ihre Äuglein waren noch nicht ganz offen. Kellis Augen bettelten, die Kätzchen gaben herzerweichende Laute von sich. »Wie könnte ich da Nein sagen?«, hatte Jules mit ihrer tiefsten Ebenezer-Scrooge-Stimme gefragt. Aber es war gänzlich um sie geschehen, als sich die Katzenwelpen, ihre kleinen Bäuchlein voll mit Katzenmilch, auf Jules' Brust eingerollt hatten und tief und fest eingeschlafen waren.

»Oh, ihr seht ja so dünn und vernachlässigt aus«, sagte sie nun, als die Katzen um ihre Knöchel schlichen und sich lautstark beschwerten, da es schon lange Abendessenszeit war. Sie ging zurück zu ihrem Auto, um ihren Koffer und den Karton mit der Lampe zu holen, und brachte alles nach oben. Einen Augenblick später war sie wieder unten und sagte: »Los geht's, kümmern wir uns schon mal ums Abendessen, während wir warten, dass eure Mama nach Hause kommt.«

»Ach, du lieber Himmel, das riecht aber lecker«, sagte Kelli, als sie eine Stunde später durch die Tür kam.

Jules ging schnell zu ihr und umarmte sie fest. Kelli erwiderte die Geste, und Jules murmelte in ihren Nacken: »Ich hab dich so vermisst.«

»Ich hab dich auch vermisst«, Kelli küsste Jules' Wange und arbeitete sich dann zu ihren Lippen vor.

Sie küssten sich innig, doch plötzlich zog sich Jules ruckartig zurück.

»Autsch!«, rief sie. Holly stand auf den Hinterbeinen und bearbeitete mit ihren Krallen Jules' Oberschenkel. »Abendessen ist fertig«, sagte sie dann und rieb sich das Bein. »Ich hoffe,

Tacos sind okay. Wir hatten alles da und sie sind einfach zu machen.«

»Hört sich klasse an«, sagte Kelli. »Lass mich nur schnell duschen, bin gleich wieder da.«

Obwohl Kelli den Kittel, den sie auf der Intensivstation trug, immer im Krankenhaus an- und auch wieder auszog – »du willst gar nicht wissen, was der so alles abbekommt« –, duschte sie immer, sobald sie nach Hause kam.

Nach zehn Minuten war sie wieder da. Sie roch nach Seife und Shampoo und ihre kurzen blonden Haare waren jetzt etwas dunkler, weil sie noch feucht waren.

»Also«, sagte Kelli, als sie am Tisch saßen, jede von ihnen einen Teller mit zwei Tacos vor sich, »erzähl mir alles.«

Jules zuckte die Schultern. »Nicht viel zu erzählen.« Sie biss krachend ein Stück von ihrem Taco ab.

Kelli betrachtete Jules' Gesicht eingehend. »Ich habe gesehen, dass unsere Innenausstattung oben erweitert worden ist.«

»Ach, die«, sagte Jules verlegen. »Ich hoffe, die stört dich nicht. Das ist meine. Pap hat sie mir gekauft.«

Kelli griff nach ihrer Hand. »Natürlich stört sie mich nicht. Ich kann mich erinnern, sie in deinem Zimmer gesehen zu haben. Wie alt warst du da?«

»Ungefähr vier, glaube ich«, sagte Jules. »Das war kurz nachdem ich bei ihnen eingezogen war, und Mae ist völlig ausgerastet, weil er so viel Geld für mich ausgegeben hatte.«

»Sie liebt dich, weißt du?«, meinte Kelli. »Auf ihre Art.«

* * *

»Warum hasst Mae mich?«, hatte Jules Pap einmal gefragt. »All die anderen Kinder haben Mütter, die an ihrem Geburtstag

Kekse oder Kuchen in die Schule bringen.« Sie schniefte und wischte sich die Nase mit dem Handrücken ab. »Im Sommer werde ich neun. Die Lehrerin hat gesagt, dass wir eine Feier für alle, die in den Sommerferien Geburtstag haben, machen könnten. Als ich Mae gefragt habe, ob wir Muffins backen könnten, hat sie gesagt, dass sei die albernste Idee, die sie je gehört hat.«

»Ach, Liebes«, sagte Pap und reichte ihr sein Taschentuch, während er an seiner Pfeife paffte. Die beiden saßen hinter der Garage. »Sie hasst dich doch nicht. Sie liebt dich. Sehr sogar. Sie kann halt nur nicht so gut ihre Gefühle zeigen. Sie macht das auf andere Art, zum Beispiel, wenn sie deine Latzhose flickt.«

Mae, die sich schon lange damit abgefunden hatte, dass Jules nun mal das anzog, was sie anzog, versuchte nicht mehr, sie in Joans alte Kleider zu stecken. Trotzdem konnte sie es nicht lassen, sich über manche der Dinge zu beschweren, die Jules trug – wie zum Beispiel ihre alte, verblichene Latzhose. Als sie noch kleiner war, ungefähr sieben Jahre alt, war diese Hose ihr viel zu groß gewesen. Jetzt passte sie – »abgesehen von den Löchern an den Knien«, sagte Mae.

»Die sind mir egal«, sagte Jules und verschränkte die Arme. »Sie ist eingetragen, und ich mag sie so.«

Aber selbst Jules konnte die Hose nicht mehr tragen, nachdem sie auf einen Baum geklettert war und ein Ast, der sich in einer der hinteren Taschen verfangen hatte, den Stoff an ihrem Po wegriss, sodass alle ihre Unterhose sehen konnten. Joey und seine Jungenbande hatten gebrüllt vor Lachen, als sie von dem Baum hinuntergeklettert war.

»Schöne Unterhose!«, grölten die anderen Kinder, während sie vom Schulhof rannte.

»O nein«, heulte sie, als sie ihre Latzhose auszog und den Schaden begutachtete. Stundenlang saß sie oben in ihrem

Zimmer und versuchte, mit vor lauter Konzentration aus dem Mundwinkel hervorlugender Zunge, das herausgerissene Stück Stoff wiederanzunähen. Es sah furchtbar aus. An den unregelmäßigen Nähten kräuselte sich der Stoff, »und es fühlt sich irgendwie komisch an«, sagte sie, als sie die Latzhose wieder anzog und feststellte, dass das zerrissene Hosenbein jetzt viel kürzer war als das andere.

Als sie in dieser Nacht schlafen ging, legte sie sie vorsichtig über den Stuhl in ihrem Zimmer, aber als sie aufwachte, war die Hose verschwunden. Sie stolperte aus dem Bett, die Treppe hinunter in die Küche und wollte schon anfangen, lautstark zu schimpfen, als sie plötzlich innehielt. Dort, auf dem Küchentisch, lag ihre Latzhose. Wo vorher noch unregelmäßige Nähte gewesen waren, waren jetzt feinsäuberliche Stiche zu sehen und auf den Knien neue Flecken.

»Du hast sie geflickt!«, rief Jules. Sie umarmte Maes Taille und rannte wieder nach oben, um die Hose anzuprobieren.

Jules sah Pap an, der lächelte, an seiner Pfeife zog und Ringe in die Luft blies. »Das hatte ich ganz vergessen.«

Am darauffolgenden Montag tauchte Mae mit zwei großen Tupperware-Behältern voll mit Schokoladenkeksen in der Schule auf.

* * *

»Sie liebt dich, weißt du? Auf ihre Art.«

Jules nickte lächelnd und Kelli drückte ihre Hand. »Du hast ja recht«, sagte sie. »Es ist uns beiden nie besonders gut gelungen, uns gegenseitig unsere Gefühle zu zeigen.«

Kelli wandte sich wieder ihrem Taco zu, der inzwischen an den Stellen auseinanderfiel, an denen das Fett die Tortilla

aufgeweicht hatte. »Sie wird jetzt einsam sein, auch wenn sie es nicht zugeben wird. Du wirst sie öfter mal anrufen müssen.«

»Ja, wahrscheinlich.«

»Und vielleicht können wir sie ja mal besuchen, in einem Monat oder so«, sagte Kelli heiter.

»Na, das wird bestimmt ein fröhlicher Besuch.«

»Dass ich mich früher mal gefragt habe, wo du deinen Sarkasmus herhast«, sagte Kelli und schüttelte den Kopf.

* * *

»Hallo.«

Jules sah von der Schülerakte auf, die sie sich gerade anschaute. »Hi, Donna.«

»Du arbeitest schon wieder?«, fragte Donna, zog einen Stuhl heran und setzte sich.

»Ich schaue mir nur gerade die Liste mit den Schüler an, die ich im August untersuchen werde«, sagte Jules.

Donna lehnte sich nach vorn und legte ihre Hände auf die Akte, wodurch sie Jules die Sicht versperrte. »Ich rede nicht von der Arbeit«, sagte sie. »Für eine Psychologin ...«

»Schulpsychologin«, unterbrach Jules sie. »Da gibt es einen Unterschied.«

»Ja, ja«, sagte Donna und winkte ab. »Ich rede von Familie. Du hast gerade deinen Großvater verloren, den Mann, der dich großgezogen hat.«

Jules zog die Akte unter Donnas Händen hervor. »Er war schon lange krank gewesen. Es ist ja nicht so, als wäre es plötzlich oder überraschend passiert.«

»Das macht es aber kein bisschen leichter«, sagte Donna.

»Was machst du eigentlich hier mitten im Juli?«, fragte Jules.
»Ich muss ja das ganze Jahr über arbeiten, aber du solltest doch den Sommer freihaben.«

Donna warf ihr einen höhnischen Blick zu, und Jules wusste, dass Donna den plötzlichen Themenwechsel bemerkt hatte.

Donna lehnte sich zurück und sagte: »Die neuen Schulbücher sind geliefert worden. Ich habe sie gezählt, weil ich mich vergewissern wollte, dass die Lieferung vollständig ist.«

»Ooooooh, neue Geschichtsbücher«, Jules grinste, »ich kann's kaum erwarten, eins davon in die Finger zu kriegen.«

»Klugscheißer.« Donna stand auf. »Habt Kelli und du noch vor, am Wochenende zu Elaines Geburtstagsfeier zu kommen?«

»Jap. Es steht im Kalender.«

»Gut«, sagte Donna. »Elaine hat sich nämlich eine ganz schöne Arbeit gemacht, um die Party auf die Beine zu stellen. Sie wird sauer sein, wenn die Leute nicht kommen.«

»Sie organisiert ihre eigene Party?«, fragte Jules.

Donna rollte die Augen. »Glaubst du etwa, dass sie es mir zutraut, das richtig hinzukriegen?«

Jules kicherte. »Na ja, wir kommen jedenfalls und wir versprechen, gebührend beeindruckt zu sein.«

»Das wird mein Leben viel leichter machen«, sagte Donna mit einem Lächeln und verschwand durch die Tür.

Hat Ihnen die Vorschau gefallen?

Sie können unsere E-Books im Online-
Buchhandel beziehen.

Dazu gehören sowohl die Seiten von amazon,
Apple, Kobo und viele andere Anbieter.

Diese Leseprobe ist ein Service des Ylva Verlag.
Sie dient ausschließlich zur Orientierung des interessierten Lesers.
© Ylva Verlag e.Kfr. | www.ylva-verlag.de